

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

105 (7.5.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Rabindranath Tagore

Sam 70. Geburtstag des Dichters am 7. Mai
Von Professor Dr. Leo Lautenschlager

Noch vor achtzehn Jahren war der Name Rabindranath Tagore in Europa fast ganz unbekannt. Die Indienstnehmer wußten zwar, daß Tagore, der Stroh eines uralt indischen Geschlechtes — einer seiner Vorfahren ist Maharadscha —, in seiner engeren Heimat ein bekannter Dichter ist. Doch dieser Umstand interessierte niemanden. Erst als er im Jahre 1913 zur größten Ueberraschung selbst der Eingeweihten den Nobelpreis für Literatur erhielt, wurde die Weltöffentlichkeit auf ihn aufmerksam.

Man begann sich mit seiner Person zu beschäftigen, seine zum größten Teil ins Englische überfetzten Werke zu lesen, sich in seine philosophische Weltanschauung zu vertiefen; und heute ist Tagores Name in der ganzen Kulturwelt geschätzt und berühmt. Er ist ein nationaler Künstler von überragender Bedeutung und zugleich — was nur selten vorkommt — ein Vertreter der Weltliteratur. Tagores Werke und Wesen gehören eben — trotzdem er mit seinem Fühlen und Denken in Indien wurzelt, und sein Schaffen von Indiens Luft umweht wird — dennoch der ganzen Menschheit an. In erster Reihe ist Tagore Lyriker. Er leistet aber auch Großes als Dramatiker und Erzähler. Selbst als Maler ist er bemerkenswert. Seine Dichtungen, getragen von einer mystischen Weltanschauung sind voll Innigkeit des Gefühls und voll Gedankentiefen.

Was aber seinen Schriften einen besonderen Reiz verleiht, ist die jauchende Lebensbejahung, die aus einer jeden seiner Zeilen spricht. Bis zu seinem Auftreten kannte man in Indien nur Dichter, die Anhänger des ewig zufriedenen Glaubens an das Nirvana des Jenseits waren. Tagore ist eine einsig dastehende Ausnahme. Er findet das Leben auch hier auf Erden lebenswert, ja heiligt es. Die Betonung des Weltlichens, der Ergebenheit, des Gebührens, die charakteristischen Eigenschaften der indischen Dichtkunst, liegen ihm fern. Eine besondere Eigenheit seiner Schriften ist, daß er den Weltanschauer auf eine ihm eigene schwingende Art anredet. Tagore ist am 7. Mai 1861 in Kalkutta geboren. Er ist also nach indischer Auffassung schon 70 Jahre und 9 Monate alt; denn in Indien wird die Lebensdauer vom Tage der Empfängnis gerechnet. Seine Kindheit war die eines Kindes, das in Kalkutta verbracht, vergangen bei harter Arbeit und noch viel härterer Arbeit. In seinen im Jahre 1923 erschienenen Lebenserinnerungen beklagt er sich über die sogenannte „Dienstbotenherrenschaft“, die wie ein unerträglicher Druck auf ihm lastete. Er schreibt: „Thronwechsel gab es häufig, doch der Koder von Verböten und Strafen, mit denen wir gemeint wurden, blieb immer das Gleiche. . . Unter Rügen irug, so auf er konnte, die Schläge, die ihn befielen, und wir nehmen es als eines der Weltgelehe hin, daß die Großen schlagen und die Kleinen geschlagen werden.“

Unter solch grauenhaften Mißhandlungen verbrachte Rabindranath seine ersten Lebensjahre. Aber trotz all dieser Anfechtungen entwickelte sich der Knabe geistig sehr gut und machte schon als Achtjähriger seine ersten Dichtversuche. Er beschäftigte sich auf allerlei Umwegen ein blaues Schreibezeug, linerte es eigenhändig, natürlich nicht sehr regelmäßig und begann mit Bleistift, in großen unbehobenen Buchstaben — wie es der Dichter selber erzählt — Verse hinein zu malen.

Nun wollte Tagore jemandem die Verse vorklesen. Einer seiner Brüder — der Dichter war der Jüngste in seinen Geschwistern — verschaffte ihm auch einen Zuhörer, den Herausgeber der National-Zeitung Rabogonanal Mitter. Dem Verleger gefielen jedoch die Verse nicht, Rabindranath war enttäuscht und las ihm nie wieder etwas vor.

Nach diesem ersten Mißerfolg kamen Jahre harter Arbeit. Der neunjährige Knabe mußte von früh 6 Uhr bis spät am Abend über seinen Büchern sitzen und alles nur Mögliche lernen. Natürlich auch die alte Sprache der Hindus: Sanskrit. Auch englisch erlernte er und überließ als Vierzehnjähriger Shakespeare's „Macbeth“ ins Bengalische.

Zu dieser Zeit geschah ein lustiger Zwischenfall. Rabindranath besang den einzigen Dichtfall seines Lebens, um ein für ihn verdientes Buch Dinabandhu Mitras Satiren lesen zu können. Und dies kam so: Das Buch behag eine seiner Tanten, die es häufig unter dem Schloß und Riegel hielt.

Eines Nachmittags sah sie beim Kartenspiel und hatte den Bispel ihres Kari, in den sie ihre Schlüssel gesteckt hatte, über die Schulter geschlagen. Rabindranath schlich sich unbemerkt heran und begann

den Knoten zu lösen. Da er aber hastig und aufgeregt zu Werke ging, wurde er bei seinem ersten Versuch ertappt. Nun griff der Knabe zu einer Kriechschnecke. Er brachte seiner Tante Betel, und als sie aufgeschrien war, um den gefauten Betel auszuspuhen, fielen die Schlüssel zu Boden. Nun gelang der Diebstahl. Der Dieb entwichte, eilte zum Schrant und begann das Buch zu lesen.

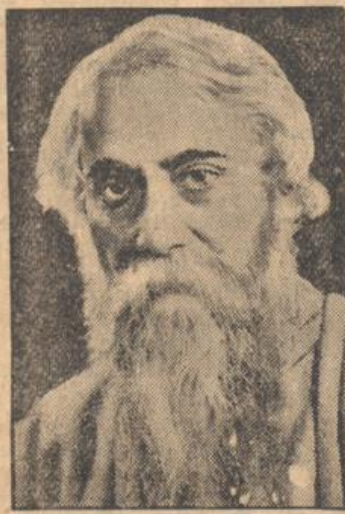
Rabindranath wurde 16 Jahre. Sowohl seine Brüder als auch er selbst begaben sich besonderen Bemühungen betreffs seiner Zukunft. So durfte er auch weiterhin sein Manuskript mit allerlei „tollem und wirrem Zeug“ füllen.

Kurze Zeit nach diesem „Sich-Aufgeben“ erntete Rabindranath die ersten Erfolge. Es erschien die erste Nummer der neu gegründeten Zeitschrift: „Sjananur“ (Erkenntnisproben), und Tagore wurde zum ständigen Mitarbeiter. Der erste Schritt zum Ruhm war getan.

Der Jüngling trat einem von seinem viertelstetsten Bruder gegründeten politischen Geheimverband bei, der aber recht harmlos war. Das einzige Geheimnis bestand in der Geheimhaltung der Verhandlungen, und daß die Jungen beschloffen hatten, die Streichholzindustrie zu fördern.

Seit folgte ein glückliches Jahr. Als Siebzehnjähriger ging Tagore, der bis zu dieser Zeit so gut wie abgeschlossen von der Außenwelt war, nach England. Er fürzte sich in den Strom der englischen Gesellschaft und wurde zum Weltmann. Zu gleicher Zeit vertiefte er sich aber in allerhand ernste Studien. Rabindranath wurde nach England geschickt, um Jura zu studieren. Er studierte jedoch allerlei anderes, besonders Literaturgeschichte und auch Latein, nur nicht Jura.

Ein Jahr verlebte Tagore in England und kehrte dann auf Wunsch seines Vaters heim. Während dieser Zeit lernte er England kennen und lieben und schloß sich ihm politisch an, wenn er sich auch niemals aktiv in die politischen Kämpfe mischte. Nur ein einziges Mal geschah es, daß er gegen England demonstrierte. Im Jahre 1909 erhielt er den Titel „Sir“. Nach dem Birlasch-Aufstand, den England grausam und blutig unterdrückte, versicherte er als Protest



Rabindranath Tagore

gegen diese Handlungsweise auf den Titel. Einige Jahre später lehnte er sich dann mit England aus, und nahm die Auszeichnung wieder an.

Seit seiner Heimkehr gehörte er wieder ganz seinem geliebten Indien. Und trotzdem. Er steckte sich ein heroisches Ziel. Er will die Kultur des Orients mit der des Occidents verschmelzen. Vor etwa 90 Jahren errichtete sein Vater 150 Kilometer von Kalkutta entfernt, unweit des Dorfes Bolpur ein einfaches Landhaus und eine Kapelle. Er nannte es „Santitien“ (Wohlfühl der Seelenfriedens). Eine Universität, in der es zwar keine Prüfungen gibt, und wo man auch keine Bewandnisse erhalten kann, aber wo dennoch eifrig gearbeitet wird.

„Santitien“, das Insuaagen einer der Grundpfeiler des indischen nationalen Gedankens ist, ist trotzdem international. Zahlreiche europäische Gelehrte, darunter auch Deutsche, arbeiten dort. In dieser Mutterhochschule gibt es keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen und Religionen. Auch die Hindus und Moslems

leben dort in besonderer Eintracht. Die Universität selber heißt „Biswa-Bharati“ (Gesamt-Indien) und in diesem Worte ist alles ausgebrütet. Das Volkstonglomerat, das heute Indien heißt, soll von einem Gedanken durchdrungen werden. In dieser Uraebnung verbringt Tagore seine Tage. Am Nachmittage liest er in einer weiten Robe auf der Terrasse seines Schloßes. Vom zu Füßen sitzen seine Jünger und hören mit Andacht zu.

Nazis überfallen Reichsbanner . .

aber diesmal in einer politischen Komödie!

Debut Norath hat sie geschrieben — politisch-unpolitische Szenen, in denen weniger Köpfe als Bierläufer in den Sand rollen, aber frisch-fromm-frei geschlagen, getölpelt, Stiefel getreten, gefoltert — für: jedwede Pflicht des totenen Staatsbürgers erfüllt wird. Horst, dem Autor, der mit seinem Roman „Der Spießer“ aufhorchen machte, geht es auch hier in erster Linie nicht um die Verteidigung eines Parteibüchses, sondern um den Kampf gegen das politische Spießerium und gegen die Hyrie, gleichgültig, auf welcher Seite er sie trifft. Und er findet sie auf . . . allen Seiten!

Wenigstens sieht das in seiner „Stalienenischen Nacht“ so aus, die in einer bayerischen Kleinstadt (einem zweiten Angoldstadt, aber diesmal ohne Pioniere) der Republikantische Schutzbund feiert — sehr ehrenwert, mit Franconie und Landarbeitern der „gebärdet“ Mitglieder. Da ist u. B. der Herr Stadtrat, ein moderner Bürgersmann, der febrerzeit die absehbenden Vorkalen von Freiheit und Frieden im geschätzten Kaulwerk führt, aber seine eigene Frau in der brutalsten Weise transmittiert. Was tun ansonsten diese Republikaner, soweit sie nicht Stiefel spielen? Nun, was Republikaner immer zu tun pflegen — sie spalten sich! Und zwar in rosa-rote und ultra-rote. Schon drohen die feindlichen Brüder zu dem ersten seligmachenden Traumen von Faust und Bierglas zu greifen, da geschieht es: die Nazis hatten nämlich am gleichen Tage einen „deutschen Tag“ gefeiert, nun kommen sie, gleichgültig gestimmt, um feierlich Frankreich zu schlagen. Da ihnen das vorerst nicht zu gelingen scheint, versuchen sie es mit den rosa-roten. Sie umarmen sie laut ihrem Stadtrat, den das Tischgespräch dem gemäßigten Musikpavalle aus dem staatsbürgerlichen Gleichgewicht bringt. Was tut jedoch jetzt keine mißhandelte Frau? Sie gerät in hemmungslose Hysterie, nennt den Reichshenker einen aufgeblasenen Sansurist und legt ihm so zu, daß der Sieg des falschfischen Gedankens gefährdet scheint. Schließlich aber lassen sich die ultra-roten ein Herz, kommen ihren rosa-roten Kameraden zu Hilfe, und schmeißen die Nazis Hals über Kopf hinaus — antisofistifische Einheitsfront!

Schade, daß dies an komischen Situationen reiche Stück in der Karrierierung des Zuständlichen des Willens feden gelieben ist. Es fehlt ihm ganz das Verbindende der Szenen, eine Steigerung, eine handlungsmäßige Verarbeitung. So ist von dem „Wolfsstüch“ nur die Hälfte da, sagen wir getrost: das „Wolfs“. Das „Stüch“ fehlt noch.

Der Regisseur Francesco v. Mendelssohn (im Theater am Schiffbauerdamm) hat diesen Mangel vergrößert, statt ihn zu verdecken. Die Szenen durften nicht so ins Breite getrieben werden, trotz vieler lustiger Details und einer ausgesprochenen Darstellung. So verlor sich vieles in Weltlichkeitsfakt.

Werken sollte man sich den Ausdruck des Wirtes, der seinen Abort für ein Symbol des Seitenwandels hält. Vor dem Abort war das Derschen mit Derschen und Liebesprüfungen verziert, während des Abortes mit patriotischen und jetzt mit politischen Auforderungen. Und nicht eher würden wir wieder gute Zeiten bekommen, bis der Abort ausschließliche mit erotischen Fäkalien beschnitzert ist. S. E.

Literatur

Wie an dieser Stelle besprochen und angelegentlich Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung bezogen werden.

Mura, „Biccola“, brosch. 2.— M., geb. 3.50 M. (Eben-Verlag G. m. b. H. Berlin B. 62. — Der Gutwilligkeitsroman, eines außerordentlichen Kindes, das Wachen einer Liebe, geliebt durch das Temperament einer gefürchteten Frau und großen Erzählerin. Ein Buch ohne Etanale, aber erregend auf jeder Seite, weil es auf jeder Seite wahr ist; ein wundervolles kleines Buch. Mura, das ist für Deutschland ein neuer Name: Mura ist Italienerin, ihre Kunst des Lebens, Fühlens und Formens ist ganz großartig, abseits von dem Evarmentum eines Mannzins, eine seltene Frau.

Der Herr des Hafens

Roman von Robert Jacques.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Kertthstraße 5. 20. (Nachdruck verboten.)

„Eine dumme Sache“, fuhr der vornehme Herr fort, „denn hier ist die Herkunft nicht klargestellt. Ein Hund hat ihn gebracht. Einem Hund wurde er abgenommen.“

„Keinem Menschen nicht!“ unterbrach ihn Pietten heftig und schadenfroh.

„Das ist wahr. Aber meine Herren, es ist Ihnen doch vielleicht schon durch Hörensagen zu Ohren gekommen, daß es dressierte Hunde gibt.“

Das Gesicht Emme Bennes verlor in einer Einfältigkeit, die nirgends anderswo wie unmittelbar aus dem Himmel kommen mußte.

Der Beamte jedoch wachte mit der Hand durch die Luft. „Meine lieben Herren“, sagte er rasch, „Sie werden hoffentlich nicht in Ihrer Laufbahn den Eindruck gewonnen haben, als wären wir von der Polizei Ihnen besonders auffällig. Manchmal kommen wir an Rigorositäten nicht vorbei. Das geht nicht anders. Das verlangt das Allgemeinwohl. Aber im ganzen beobachtet wir gegen Sie wohlwollendes Zusehen. Bitte, nehmen Sie auch Ihren Lohf wieder an sich“, unterbrach er sich selber leichtsin.

„Die Sache ist erledigt.“

„So'n Schweinehund“, mußte bei sich Pietten Verlorentoost auf. „Jetzt nimmst du ihn und dann sagst er: So, das ist also dein Lohf. Das erkennst du damit, daß du ihn nimmst. Un jetzt bitte, rein in die Falle, jetzt bitte: wo halte ihn denn ein'lich her! So ne Kanakie! So'n Spion! So'n Salamoni! Aber nee!“

Und er schaute Emme Bemme mit einem zwoingenden Blick an, daß er ja die Finger davon lassen und nicht auf die glatte Rede hereinfallen sollte. Emme Bemme jedoch weifte in einer tiefen Schacht der Entfaltung und im übrigen fuhr der Beamte fort, ohne darauf zu achten, ob der Lohf genommen wurde oder nicht: „Ja, ich muß Ihnen ein Geständnis machen. Ich suche immer bei meinen Leuten den Gedanken zu wecken, daß ihr und sie einander gar nicht feindlich sind, sondern in gewisser Beziehung geradezu verbündet.“

Selbst Emme Bemme vergaß sich und hob das Gesicht, indem er betroffen den Mund anstarrte, der so fremdartige Behauptungen hören ließ.

„Nämlich verbündet insofern, als meine Leute, wenn sie euch beobachten, euch zugleich vor den dunkeln Kunden schützen, die sich

vor uns zwischen euch verborgen wollen. Wir können offen mit einander reden. Es ist eine wichtige, aber auch vertrauliche Sache, die die Ursache ist, daß ich euch herbeirufen ließ.“ Das sagte er mit einer geradezu gerührten Stimme, so als ob er Luft hätte, den beiden Kampfaner gleich um den Hals zu fassen. — „Ich hoffe“, sagte er nach einer eindrucksvollen Pause, „daß ihr mein Vertrauen nicht mißbraucht. Nicht wahr?“

Er schaute sie mit einem väterlichen Blick an. Sie starrten vor sich hin, unsicher geworden; denn nun begann es klar zu werden, daß sie nicht hergeholt worden waren, um eingelockt zu werden, ja daß darüber hinaus sie wirklich die beiden Kräfte und den Lohf zurückbekamen, und Emme Bemme schloß in der Tasche sichtlich und mit sehnsüchtvollem Blick in die nächsten Stunden die Hand über dem spanischen Pfeffer.

„Es ist ein dünkliches Geheimnis, das ich euch anvertraue und ich hoffe, ihr werdet zur Erkenntnis kommen, daß ein Vertrauen des andern wert ist.“

„Wir wissen von nichts“, rief Pietten leidenschaftlich und aufbegehrend hinein.

Emme Bemme sah wieder so dumm aus wie abgelochter kalter Weiskohl.

„Nein“, fuhr Regierungsrat Smehl fort. „Ihr wißt von nichts und deshalb grade will ich es euch sagen. — Am Rai 13 . . .“ Pietten aucte es im Herzen auf. Er erinnerte sich an den Bericht, daß das Motorboot mit dem Jungen in der Richtung dieses Rais verschwunden war . . . am Rai 13, sagte der Beamte, „lag mehrere Tage ein weißes Schiff. Es hieß „Golf“. Merkwürdiger Name für ein Schiff. Habt ihr es gesehen?“

Aus einem Munde saaten beide: „Nein!“

„Aber . . . aber . . .“ lächelte der Regierungsrat, „Kapitän Verlorentoost, ein Schiff im Hafen und Sie, der heimliche Herr des Hafens, wissen nichts davon . . . das ist ungemöhnlich. Das ist äußerst verdächtig . . . für das Schiff . . .“ fügte er rasch hinzu, als er die Augen Verlorentoosts verdeckte wegschleudern sah. „Und in Wirklichkeit . . .“

In diesem Augenblick klopfte es und ein Polizeibeamter trat herein. Er neigte sich zum Regierungsrat, um ihm stützend eine Mitteilung zu machen. Doch dieser sagte laut, denn es war ein abgekartetes Spiel, das den Zweck hatte, die Stromer sicherer zu machen: „Ich habe keine Geheimnisse vor meinen beiden Freunden. Es handelt sich um einen jungen Mann, 22 Jahre alt, Sohn eines Fabrikanten aus U. Er hat sich heimlich von zu Hause entfernt, und die Eltern vermuten, daß er in die Hafenstadt gereist sei, weil er so große Lust zu Abenteuer und Reisen geseit hat. Dobe Belohnung. Hier ist die Photographie.“

Der Beamte legte sie vor den Regierungsrat. Dieser schaute sie

an, reichte sie dann Pietten und sagte: „Sie haben gehört, worum es geht. Vielleicht können Sie sich das Gedächtnis. Da ist der Flüchtling. Haben Sie mal so einen gesehen?“

Pietten warf nur einen halb misstrauischen Blick auf das Bild. Dann geriet sein Herz in eine solche Aufregung, daß seine Arme leicht zu zittern begannen. Er sah den jungen Mann, den er im Hippodrom getroffen und dem er hatte folgen wollen. Was er von der Polizei hören gehört, war nur Bestätigung seiner Gefühle, und in seinem Herzen war durch dieses Bild und das Telegramm wie mit einem Schlag der Junge in eine Welle von Wärme und Beforgnis gebüllt, in neuen unmittelbarerem Beziehungen ihm verbunden und anvertraut.

Der Regierungsrat sagte: „Ja? Haben Sie . . .“

„Über Pietten hatte sich gefast und amvortete gleichgültig: „Ne.“

„Gut. Also was!“ wandte Smehl sich an den Polizeibeamten. „Ich danke Ihnen. Zu den Akten, bitte! Abteilung D. Guten Tag.“

Der Beamte ging.

„Sagen Sie“, wandte sich Smehl ick unmittelbar an Verlorentoost, „kennen Sie einen jungen Mann von kräftigem Körperbau, mit blonden lockigen Haaren, einem auffallend tiefen gesunden Kopf . . . solche Brust . . . solche Muskeln, der . . .“

„Der Aktiel“, entfuhr es Pietten.

„Wer?“ fragte der Regierungsrat.

„Über Pietten bereits schon, so aus sich herausgegangen zu sein.“

„Nicht!“ sagte er verdrossen, „kannste nich mal so wat vor dir himmeln.“

„Doch, ja, gewährt! Wie sah er aus?“

„Bei meinen Sie?“ fragte Pietten bodig.

Smehl hielt es für klug, dieser Bodigkeit nicht weiter zuzufügen. „Dieser Junge gemühte athletisch aussehende Mann wurde nämlich von unseren Beamten mit einem anderen gesehen, in dem wir den Kapitän oder den Besitzer des weißen Schiffes vermuten, von dem ich vorher sprach. Sie würden uns einen Dienst erwiesen, den wir bei Gelegenheit reich zu belohnen gewillt wären, wenn Ihre Erinnerungen einmal ein bißchen da in Ihrem Inneren nachschau hielten. Vielleicht nicht hier . . . vielleicht haben Sie ihn mal anderswo gesehen. Aber bevor ich Ihnen ihn beschreibe, er ist leicht zu erkennen, will ich Ihnen zeigen, wieviel Vertrauen wir in Sie setzen, und Ihnen sagen, worum es sich handelt und weshalb diese beiden Männer und besonders der letztere eine solche Wichtigkeit für uns haben, obgleich die Sache noch geheim gehalten wird. Das Schiff mit dem sonderbaren Namen „Golf“ ist nämlich seit heute früh spurlos verschwunden. Aber an der Stelle, wo es lag, hat man die Leiche einer ermordeten Frau aus dem Wasser gezogen.“

(Fortsetzung folgt.)